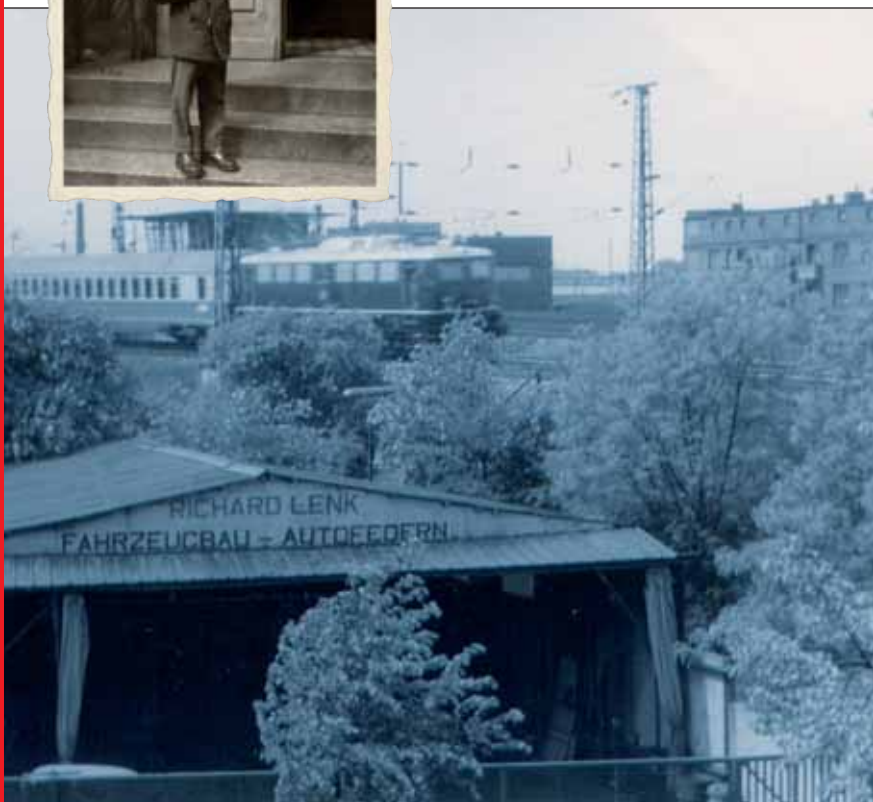


Gerd Riehm

»Wie kann man hier bloß wohnen?«

Alltag in Altona-Nord:
Jugendjahre im »Wirtschaftswunder«



Gerd Riehm

»Wie kann man hier bloß wohnen?«

Gerd Riehm, geboren 1951, gelernter Augenoptiker, seit 1997 Geschäftsführer einer Veranstaltungsagentur in Norderstedt.

Gerd Riehm

»Wie kann man hier bloß wohnen?«

Alltag in Altona-Nord:

Jugendjahre im »Wirtschaftswunder«

VSA: Verlag Hamburg

www.vsa-verlag.de

© VSA: Verlag 2009, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfotos: Privatbesitz Gerd Riehm
Druck und Buchbindearbeiten: Idee, Satz & Druck, Hamburg
ISBN 978-3-89965-378-6

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

Bei uns zu Haus

»Wie kann man hier bloß wohnen?«	14
Der Block und seine Bewohner	22
Einholen in der Stresemannstraße	26
Grünkohl, Frische Suppe und Braune-Kuchen-Soße	35
Fischmarktbesuch	40
Einmachen	42
»Min Bux – min Bux!«	44
Bistick, Lee und Steward Granger	47
Magisches Auge, Zauberspiegel und »Mopo«	48
Tapezieren	51
Heimarbeit	57

Menschen und Alltag

Lissy	60
Hausbesuche	61
Auftritt Frau W.	65
Bönwalzer	67
Der große Nachbar – die Deutsche Bundesbahn	68
»Da is' eben 'ne Lok runtergefallen...!«	72
Union, Altona und Pauli	74
Die Sonntagsfrage	79
Die Kartoffelkäfer kommen!	83
Otje	86
Canossagang zur WKG	88

Der Lumpensammler	90
Hertie Altona: Knackwürste und Kittelschürzen	91
Gib ihm Saures!	93
Hafenspaziergänge	95

Verkehrsgeschehen

Straßenverkehr	100
Mit Tempo durch die Stadt	103
Elite, Mullikas und Kaltenkirchner	105
Der Lessingtunnel	110
»Lass doch mal los...!«	112
Fahrschule	117

Als Schule noch übersichtlich war

Haubachstraße 55	120
Korinthen aus Athen	124
Der Union Jack wehrt sich	127
Klassenkampf	129
Skandal im Kartenraum	131
Apis mellifera und das Tauern-Kraftwerk	135

Lehrjahre sind keine Herrenjahre

Boten-Jobs	142
Optiker H.	146
Lehre unter Tage	149
Das Berichtsheft	152

»Haste was, biste was!«

Die Kampagne	158
Keine Experimente!	160
Bildnachweis	167

Wer baute das siebentorige Theben?
In den Büchern stehen die Namen von Königen.
Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?
Und das mehrmals zerstörte Babylon –
Wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern
Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?
Wohin gingen an dem Abend, wo die Chinesische Mauer fertig war
Die Maurer? Das große Rom
Ist voll von Triumphbögen. Wer errichtete sie? [...]

aus: Bertolt Brecht, Fragen eines lesenden Arbeiters

Für Lisa und Andi

Vorwort

Die Bundesrepublik ist 2009 60 Jahre alt geworden, und allenthalben wurde aus diesem Anlass zurückgeblickt, aufgearbeitet und die Geschichte bemüht. Warum also noch ein Rückblick?

Einer der Auslöser, dieses Buch zu schreiben, war der NDR. Dort, im Fernsehprogramm, lief seit Anfang Januar dieses Jahres die Serie »Meine Filme – unsere Geschichte«. Gezeigt wurde »Norddeutscher Alltag in privaten Filmdokumenten«. Eigentlich eine ganz unterhaltsame und interessante Sendereihe, am Sonnabendnachmittag entspannt anzusehen.

Bis dieser Film über den wieder aufstrebenden Golfsport im Hamburg der Fünfzigerjahre gezeigt wurde. Lustige Bilder liefen da, sogar, wie passend, in Farbe! Offenbar war auch das ein Teil der Realität jener Zeit. Der Kommentar zu dem Film ließ mich allerdings etwas ratlos und ärgerlich zurück.

Das Leben in der damaligen Zeit schien nach den Worten des Sprechers eine Art unbeschwerter Genuss der Segnungen des heute viel bemühten Wirtschaftswunders gewesen zu sein. Ein Bild, das zum Geburtstag dieser Republik viele Medien und Politikern auch gerne zeichnen, wenn an die frühen Jahre der Bundesrepublik erinnert wird. Man konnte sich wieder »etwas leisten«, alle waren glücklich und zufrieden, denn das Wirtschaftswunder scheint schon Anfang bzw. Mitte der Fünfzigerjahre die ganze Stadt durchdrungen zu haben. Man fuhr mit dem eigenen Auto zur Arbeit, spielte Tennis und Golf und traf sich in vergnügter Runde zu kulturellen Genüssen.

Hatte ich irgendetwas verpasst? Waren so gravierende gesellschaftliche Entwicklungen tatsächlich völlig an mir vorbei gegangen? Oder hat das vielleicht etwas damit zu tun, wo ich diese Zeit erlebt habe?

Ich bin in den Fünfziger- und Sechzigerjahren im Hamburger Stadtteil Altona-Nord aufgewachsen. Und irgendwie sehen meine Erinnerungen an das so genannte Wirtschaftswunder etwas anders aus. Filmisch gesprochen: Sie kommen eher in Schwarzweiß daher und haben auch mehr mit viel Arbeit und wenig Geld zum Leben zu tun. Nicht, dass ich dies rückblickend etwa bedauern würde oder gar das Gefühl hätte, auf eine schwere Kindheit und Jugend zurückzublicken. Ganz im Gegenteil, Altona war meine Heimat, da wohnten meine Leute, und da war es im Grundsatz in Ordnung, so wie es war. Ich möchte nur anmerken: Golfplätze, Tennismatches und Autos gehörten eher nicht zum Alltag meiner Eltern, unserer Nachbarn, Verwand-

ten und Arbeitskollegen. Und das »Wirtschaftswunder« brauchte ziemlich lange, um bei uns anzukommen, trotz großer Anstrengungen der arbeitenden Menschen. Wenn es denn überhaupt kam...

Als ich 1951 geboren wurde, wohnten meine Eltern schon fast 20 Jahre in dem Mietshaus Harkortstraße 164. Es ist das letzte Haus vor der Bahnunterführung, auf deren anderer Seite die Kreuzung mit der Stresemannstraße liegt. Es steht heute noch. Ich verbrachte meine gesamte Kindheit und Jugend in diesem Haus. Erst 1972, mit 21 Jahren, bin ich in meine erste eigene Wohnung in Barmbek gezogen. So lange war diese Ecke von Hamburg meine Heimat. Sie gehört auch heute noch für viele nicht gerade zu den attraktivsten Wohngegenden der Stadt. Es ist ein Quartier, über dessen jüngere Geschichte im Gegensatz zu heute »angesagteren« Vierteln wie Ottensen, der Schanze oder St. Pauli auch eher weniger bekannt ist.

Zeit also, dies ein wenig zu ändern! Dieses Buch soll einen kleinen Beitrag dazu leisten, das Altona-Nord nach der Mitte des 20. Jahrhunderts wieder lebendig werden zu lassen, speziell das Leben und die Gegend zwischen Altonaer Güterbahnhof, Holsten Brauerei, Stresemann- und Haubachstraße.

Immer gab es auch enge Verbindungen nach Ottensen, das nur durch die Altonaer Bahnanlagen von unserem Viertel getrennt ist und in dem sich ebenfalls große Teile unseres Lebens abspielten. Hier wurde gearbeitet, häufig eingekauft und manchmal im Bismarckbad sogar ein Wannenbad genommen. Der damals wie heute nicht gerade zu den Schmuckstücken Hamburger Architektur zählende Lessingtunnel war und ist die südliche Verbindungssader nach Ottensen.

Ich finde, gerade in Zeiten wie diesen, in denen viel von Eliten und deren tatsächlichen (oder auch nur angeblichen?) Leistungen für unsere Gesellschaft die Rede ist, ist es sinnvoll, sich genauer zu erinnern: daran, wie das Alltagsleben der »einfachen« Menschen in der so genannten Wirtschaftswunderzeit wirklich aussah.

Das soll nun beileibe kein nostalgisch verklärter Blick zurück werden. Das Leben war bestimmt nicht einfach, es war wie heute für die arbeitenden Menschen längst nicht alles lustig. Und: Es gab natürlich auch damals schon »sonne un sonne«, wie das so schön in Hamburg heißt. Menschen, die einem nahe standen und die das Viertel trotz der eher grauen Umgebung freundlich und heimatlich machten. Und einige andere, die auf der persönlichen Beliebtheitsskala nicht gerade ganz oben standen.

Nicht zuletzt: An vieles von dem, was heute für uns selbstverständlich ist, war noch nicht einmal im Traum zu denken, obwohl die Zeit gerade mal um die 50 Jahre zurückliegt. Man lebte tatsächlich noch in einer ganz anderen Welt als heute.

Hier, in der kleinen Ecke von Altona-Nord liegen meine Wurzeln, hier habe ich viel für's Leben gelernt. Wie gesagt: Es war längst nicht alles besser damals. Aber zurückblickend habe ich den Eindruck, dass es deutlich weniger von den Leuten gab, wie sie heute zumindest in den Medien an jeder Ecke zu sehen sind: Solche, die einfach nur »Welle machen«, die sich unglaublich wichtig nehmen und doch oft nur heiße Luft produzieren.

Ich habe das Gefühl, dass es gerade auch deshalb lohnend ist, sich an seine Wurzeln zu erinnern und nicht zu vergessen, woher man kommt. Und den Respekt nicht zu verlieren: vor ehrlicher Arbeit, die wirklich Werte schafft und nicht virtuelle Blasen produziert, von denen nur ganz wenige profitieren. Vor der Solidarität der arbeitenden Menschen untereinander oder einfach vor der Arbeitsleistung der Menschen damals.

Dieses Buch ist ausschließlich aus meiner persönlichen Erinnerung heraus entstanden und deshalb sicher hier und dort subjektiv eingefärbt. Es werden sich auch ein paar Fehler, Ungenauigkeiten oder Erinnerungslücken eingeschlichen haben. Deshalb freut es mich, wenn andere Zeitzeugen oder Geschichtsinteressierte, die dieses Buch lesen, dazu beitragen, solche Fehler oder Lücken zu beseitigen.

Hamburg, im November 2009

Gerd Riehm

Bei uns zu Haus



Zwei »Generationen Altona« blicken Anfang der Fünfzigerjahre aus unserer Wohnküche in die Zukunft: Mein Vater offensichtlich etwas optimistischer als ich... Vermutlich drückt aber nur die Hose aus einem sicher extrem kratzigen Stoff auf meine Laune!

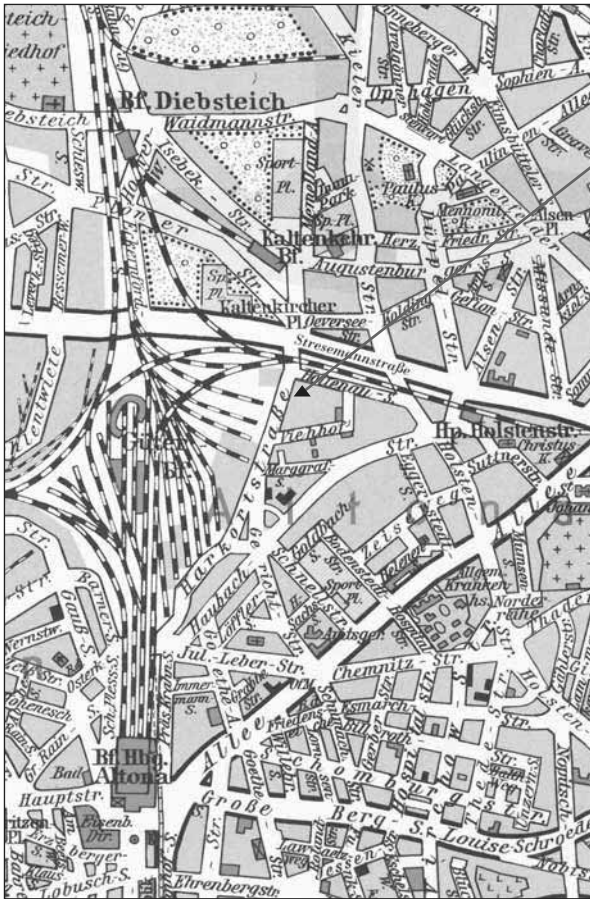
»Wie kann man hier bloß wohnen?«

Immer wiederkehrenden Gesprächsstoff bei Familientreffen oder wenn einmal fremde Besucher zu uns nach Hause kamen, lieferte die Frage, wie man denn in *so* einer Umgebung wie unserer wohnen und leben könne.

Meine Eltern kamen beide aus dem alten Gängeviertel, das in der im Zweiten Weltkrieg fast total zerstörten Altonaer Altstadt rund um die Hauptkirche St. Trinitatis lag. Sie hatten jeder viele Geschwister, die es im Laufe des Krieges und der Nachkriegszeit in alle möglichen Stadtteile Hamburgs verschlagen hatte. Tante Agnes wohnte im damals noch sehr ländlichen Sasel, Tante Hedi und Onkel Herbert beide im ebenso ruhigen Schnelsen, Tante Alma hatte reich geheiratet und lebte nun sogar im vornehmen Winterhude. Tante Lisbeth wohnte in einer ruhigen Wohnstraße am Stadtpark in Barmbek, Tante Erna in Niendorf im Grünen und Tante Alwine in Bahrenfeld am Volkspark. Lediglich Tante Grete war in einer ähnlichen Lage wie wir. Auch sie musste sich ständig Fragen nach ihrer Wohnlage gefallen lassen. Sie wohnte nicht sehr weit von uns, nämlich in Ottensen, umgeben von den damals noch zahlreichen Fischräuchereien. Das erreichte, zumindest was den Geruch betraf, ein Niveau, das locker mit unseren Wohnverhältnissen mithalten konnte!

Ich dagegen fand unsere Wohngegend völlig normal und wunderte mich immer, wenn nach kurzer Zeit das Gespräch darauf kam, wie laut es bei uns sei. Anlass war in der Regel ein Zug, der auf dem mehrgleisigen Bahndamm direkt vor unserem Fenster in Augenhöhe und quasi zum Anfassen nah vorbeifuhr. Da es sich bei dem Streckenabschnitt zwischen Bahnhof Altona und Holstenstraße um einen der wohl meistbefahrenen in ganz Hamburg handelte, kam eigentlich immer gerade ein Zug! Entweder ein eleganter Personenzug Richtung Süden, dessen Gleise unserem Haus am nächsten lagen, oder Güterzüge, die sich, von Langenfelde kommend, eine lange Steigung herauf quälten. Die Gleise der Güter- und Personenzüge in Gegenrichtung verliefen in der Mitte des Bahndamms, und auf der anderen Seite, entlang der Stresemannstraße, befand sich die Strecke der S-Bahn. Später, nach dem Bau der Strecke Richtung Elbgaustraße, fädelten sich hier auch die Gleise dorthin aus. Für akustische Unterhaltung war also in jedem Fall gesorgt. Ganz egal, ob die Züge mit Dampfloks, später mit Dieselloks bespannt oder noch später mit E-Loks davor vorbeikamen: Der Lärmpegel war beträchtlich. Die Erschütterungen und Vibrationen, die die Züge verursachten, brachten schon mal die Gläser in den Schränken zum Tanzen.

Das allein war für Besucher zumindest ungewöhnlich und irritierend. Aber das war ja längst noch nicht alles! Die Verbindungsbahn Altona – Hamburg



Altona-Nord auf einem Plan von 1962 – südlich »unseres« Hauses an der Harkortstraße 164 sind Straßen zu erkennen, die seither von der Holsten Brauerei überbaut wurden

Hauptbahnhof war nur eine der akustischen, optischen und geruchsmäßigen »Attraktionen«, die unseren Wohnblock umgaben.

Im Jahre 1958 waren wir aus dem ersten Stock unseres Hauses in eine andere Wohnung im zweiten Stock gezogen. Die Fenster des Wohn- und Schlafzimmers lagen nun in Richtung Harkortstraße und gingen nicht mehr auf die schmale Holtenaustraße hinaus. Wenn man aus den Fenstern unserer Wohnung sah, konnte man einen recht umfassenden Überblick über die Hamburger Industrielandschaft gewinnen.

Links, entlang der Harkortstraße, lagen die Anlagen des Altonaer Güterbahnhofs, deren Gleise vor den diversen Schuppen bis fast an die Straße heranreichten. Daneben befand sich das große Kohlenlager von Böe & Ketel-

sen, ebenfalls mit Gleisanschluss. Hier wurden von einem Kran auf einem mächtigen Stahlgerüst offene Güterwagen mit Kohlen entladen, die dann entweder ins unter dem Gerüst liegende Zwischenlager oder in LKW geschüttet wurden.

Übrigens sehr zur Freude meiner Mutter, denn in beiden Fällen war die Arbeit des Kranes mit seinem großen Greifer besonders im Sommer mit z.T. riesigen Staubwolken verbunden. Da die Fenster im Wohn- und Schlafzimmer nicht mehr die neuesten waren, drang der Kohlenstaub durch diverse Ritzen in die Wohnung ein und machte die Gardinen binnen kürzester Zeit grau und unansehnlich. In Verbindung mit den weiteren Staub- und Schmutzquellen in der Umgebung, insbesondere den bei meiner Mutter und den Nachbarinnen sehr »beliebten« Dampfloks, war die Luft immer voll von Schwebstoffen, die sich vorzugsweise auf weißen Gardinen absetzten. Folglich war meine Mutter eigentlich ständig damit beschäftigt, die Gardinen abwechselnd im Wohn- und im Schlafzimmer abzunehmen, zu waschen und wieder »aufzustecken«, wie es damals hieß. Der Kampf um stets saubere Gardinen war für sie einfach nicht zu gewinnen. Aber er wurde trotzdem geführt. Denn weiße Gardinen mussten sein – schon wegen der Nachbarn. Die hätten ja anderenfalls sonst was denken können...!

Neben der Kohleverladeanlage von Böe & Ketelsen, genau gegenüber unserer Wohnung, lag eine ehemalige Schmiede, die inzwischen zu einer LKW-Reparaturwerkstatt geworden war. In großen roten Lettern war an der Überdachung »Richard L. Fahrzeugbau – Autofedern« zu lesen.

Von Zeit zu Zeit wurden hier in den Fünfzigerjahren noch Pferde beschlagen. Aber meistens reparierte eine Handvoll Arbeiter Lastwagen, Anhänger, Motoren und sonstige Geräte. Teilweise auf dem offensichtlich viel zu kleinen Betriebsgelände, häufig auch auf dem Gehweg und der Fahrbahn davor. Nicht selten war dann der Fußweg unpassierbar, bis die Einzelteile der Fahrzeuge wieder zusammengesetzt waren und diese von den Besitzern abgeholt wurden.

Herrn L.'s Firma grenzte direkt an den Bahndamm, von ihm nur getrennt durch einen schmalen Fußweg. Der war zur Straße hin durch eine eiserne Tür verschlossen und führte zu einer Treppe, die zu den Gleisen hochging. Dies war der Zugang für die Bahnbeamten, die am Abzweigwerk Rainweg arbeiteten, das oben auf dem Bahndamm an der Gabelung der Gleise lag.

Die Harkortstraße war erst Anfang der Fünfzigerjahre nach dem Großindustriellen Friedrich Harkort (1793-1880) benannt worden. Früher hieß sie Rainweg. Die Bahn hatte den Namen für ihr Stellwerk beibehalten. Genauso wie übrigens auch der Rest unserer Familie: Für sie waren wir immer noch »die aus dem Rainweg«. Und das blieb so.



Blick aus dem Küchenfenster auf die immer näherrückende Holsten Brauerei, circa 1970

Trat man nach hinten heraus auf den kleinen Balkon unserer Küche, ging es nahtlos weiter mit der Industrielandschaft. Angrenzend an den Innenhof unseres L-förmigen Wohnblocks befand sich ein Gebäude, das einmal mehrere Etagen gehabt hatte. Nachdem es im Krieg von einer Brandbombe getroffen wurde, bestand es allerdings nur noch aus dem Erdgeschoss, das mit einem recht provisorisch aussehenden Flachdach versehen worden war. Eine kleine Tischlerei hatte hier ihr Unterkommen gefunden.

Weiter die Holtenuastraße hinauf lag bis Anfang der Sechzigerjahre die Fabrik von Heinrich Ihde, die Fischkonserven herstellte. In der Hochsaison sorgten die von ihr verbreiteten Gerüche für ein Klima, das der verwöhnten Ottensener Nase meiner Tante Grete sehr bekannt vorkommen musste.

Alles beherrschend standen dahinter die mächtigen Gebäude der Holsten Brauerei, die sich im Laufe der Jahre durch neue Anbauten immer weiter an unseren Wohnblock heranschoben. Wie die angeblich unerträgliche Lage unseres Hauses war die anscheinend unvermeidliche weitere Ausdehnung der »Holsten« bis an die Harkortstraße heran ein ständiges Gesprächsthema auf Familienfeiern. Was dann, nach Meinung eigentlich aller Verwandten, mit dem sicheren Abriss unseres Wohnblocks enden sollte.

Anfangs machte ich mir jedes Mal große Sorgen nach solchen Gesprächen. Die Ankündigungen von scheinbar gut informierten Verwandten

und Bekannten wurden jeweils mit den neuesten Gerüchten und Erkenntnissen untermauert. Jedenfalls schien unsere Vertreibung jahrelang unmittelbar bevorzustehen. Wo sollten wir denn hin, wenn unser Haus dem zunehmenden Bierdurst der Hamburger Bevölkerung geopfert werden musste? Woanders wohnen, vielleicht noch halb auf dem Lande, wie große Teile der Familie, das kam für mich schon gar nicht in Frage. Ein anderer Wohnort als unser Wohnblock, genau da, wo er stand, war für mich undenkbar. Im Laufe der Zeit nahmen die Ankündigungen des finalen Schlages der »Holsten« gegen unser Haus zwar nicht ab, aber ich lernte, damit gelassener umzugehen.

Und ich sollte recht behalten! Der Wohnblock Harkortstraße 162-164 und Holtenustraße 36 steht auch heute noch trotzig da, wo er seit Ende des 19. Jahrhunderts immer stand. Nur die Umgebung hat sich drastisch verändert, und es war tatsächlich sehr knapp! Die »Holsten« hat es inzwischen wirklich bis an die Harkortstraße heran geschafft. Allerdings ohne unser Haus dabei »platt zu machen«. Sie ist nur direkter Nachbar geworden...

Erwischt hat es bei der Expansion der »Holsten« ein großes Gelände, das früher »die Nordmark« hieß. Ich habe keine Ahnung, warum das so war und woher dieser Name kam. Viele Jahre gab es an der Waidmannstraße, die weiter nördlich der Stresemannstraße liegt, einen Betrieb, der »Butter- und Eierzentrale Nordmark« hieß. Vielleicht hatte er etwas mit dem Namen zu tun? Oder der Name ist in der Zeit zwischen 1933 und 1945 entstanden. Ein wenig verdächtig klingt er aus heutiger Sicht ja schon! Wie auch immer, die »Nordmark« war ein großes Gelände mit einem freien, betonierten Platz in der Mitte. Rings herum lagen verschiedene Firmen und Betriebe. Zur Straße hin wurde das Gelände durch eine lange, etwa 2,50 Meter hohe, grau verputzte Mauer begrenzt, an deren Enden jeweils Einfahrtstore lagen, die aber fast immer offen standen.

Am ersten Tor, gleich angrenzend an unseren Wohnblock, lag ein flaches Büro- und Werkstattgebäude, das häufig wechselnde Mieter hatte. Eine Zeit lang war dort ein Elektroinstallationsbetrieb untergebracht. Daran schloss sich ein flaches, lang gestrecktes Gebäude an, in dem das Büro und die Wohnung des Lagerviezen (»Vieze« = Hamburger Begriff für Aufseher) der Spedition Carl Prior untergebracht waren. Die hatte dort einen ausgedehnten Lagerschuppen. Er wurde als Zwischen- und Auslieferungslager für alle möglichen Waren genutzt. Ständig kamen Lieferwagen und LKW, um Waren anzuliefern oder abzuholen.

Manchmal durfte man zum Spielen mit den beiden Kindern des Lagerviezen in den Schuppen. Das war natürlich der schönste Spielplatz, gegen den spätere, von reformerischen Pädagogen angelegte Abenteuerspielplätze immer blass blieben.

Angrenzend an den Schuppen von Carl Prior lagen die Räume einer kleinen Druckerei mit dem dazugehörigen Büro. Sie produzierte offensichtlich vorwiegend Geschäftsdrucksachen. Bei geöffnetem Tor konnte man Stapel davon herumstehen sehen.

Ein besonderes Erlebnis für uns Kinder und Jugendliche aus der Umgebung fand hier manchmal sonnabends oder sonntags statt. Dann wurden die Druckmaschinen gereinigt, wobei das mit Druckfarben verunreinigte Wasser mit einem dicken Schlauch einfach in das Siel der Kanalisation vor dem Gebäude geleitet wurde. Pechschwarzer, gelber oder tiefroter Schaum stieg dann aus den anderen Sielen auf dem Gelände auf und verbreitete einen heftigen Gestank nach Lösungsmitteln oder irgendwelchen anderen Chemikalien, der jedenfalls sicher nicht gesund war.

Wir fanden die Aktion allerdings jedes Mal sehr interessant und hatten viel Spaß mit der farbigen Brühe. Warum die Inhaber der Druckerei immer am Wochenende, wenn nicht so viele andere Leute da waren, ihre Maschinen auf diese Weise gereinigt haben, wurde mir erst viel später klar. Auch wenn damals das Wort »Umweltschutz« noch nicht existierte: Ich bin mir sicher, auch nach damaligem Recht wäre die Aktion für zumindest ein paar Mark Geldstrafe gut gewesen. Wenn nicht für noch mehr. Aber es hat irgendwie niemanden gekümmert!

Das größte Gebäude auf der Nordmark war die Halle des Papiergroßhändlers Mock & Reimers. Hinter hohen eisenbeschlagenen Holztoren, die so groß waren, dass sie von einem Arbeiter nur mit Mühe bewegt werden konnten, lagerten unzählige riesige Papierrollen. Bis weit in die Sechzigerjahre hinein gab es offensichtlich bei Mock & Reimers keine Gabelstapler oder andere moderne Flurförderfahrzeuge. So wurde das Be- und Entladen von LKW durch viele Hände und mit Kran, Flaschenzug und Hebeln immer zu einem mehrere Stunden dauernden Schauspiel, bei dem viel Schweiß floss. In der Mitte der Freifläche stand ein weiterer Schuppen, den auch die Spedition Carl Prior für Lagerzwecke nutzte. Er hatte eine Laderampe und seitlich ein weit überkragendes Dach, unter dem mehrere Fahrer nachts und am Wochenende ihre LKW parkten.

Ein großer Teil der übrigen Fläche war mit meist nagelneuen PKW vollgestellt. Am häufigsten vertreten waren VW-Käfer, aber manchmal gab es auch bessere Wagen, z.B. Ford »Badewannen«, Opel Rekord oder Borgward Isabella. Sie alle gehörten zum Fahrzeugpark des Autoverleihs Severin & Lühr, der mit dem Slogan: »Hast Du keinen, leih' Dir einen!« an einer Hauswand in der Stresemannstraße um Kunden warb. Später gehörten die Autos dem Verleiher »Wucherpennig«, der gegenüber dem Bahnhof Holstenstraße sein Büro hatte.

Diese Firmen befanden sich also alle in unmittelbarer Nähe unseres Hauses. Aber das war noch längst nicht alles! Unsere Ecke von Altona-Nord hatte, was Industrie anging, noch erheblich mehr zu bieten. Weiter die Harkortstraße hinauf, an meinem späteren Schulweg zur Schule Haubachstraße, lagen weitere Betriebe, die alle irgendwie laut waren, Dreck machten, interessante Gerüche produzierten oder das alles gleichzeitig taten.

Nach der Nordmark folgte zunächst ein weiterer großer Wohnblock, der bis zur Viehhofstraße reichte. Die Viehhofstraße war eine weitere Zufahrt zur Holsten Brauerei. Solange es bei der »Holsten« noch pferdebespannte Bierwagen gab, lagen hier u.a. die Ställe der Brauereipferde.

Ihren Namen hatte die Straße von einem kleinen Schlachthof, der hier bis Anfang der Sechzigerjahre in einem verschachtelten Industriegebäude neben diversen anderen Firmen untergebracht war. Zumindest im Sommer war der Betrieb vom Geruch her nicht zu ignorieren.

Pech war auch, dass der einzige Briefkasten in der ganzen Gegend hier an der Ecke Viehhofstraße hing. Er war genau über einem mit einem Rost verschlossenen Schacht angebracht, der wohl zu einem Kellerraum führte, in dem irgendetwas mit Fleisch oder Fleischabfällen gemacht wurde. Jedenfalls müssen die Empfänger der Post, die von diesem Briefkasten aus ihre Reise antrat, gedacht haben, sie sei vor gut einem halben Jahrhundert in den einschlägigen Gegenden Chicagos aufgegeben worden!

In diesem Gebäude waren neben dem Schlachthof die verschiedensten Firmen heimisch, wie die Schilder am Hoftor verrieten. Ich war nur einmal in dem Gebäude, das einen ziemlich heruntergekommenen und unsauberen Eindruck machte. Es gab viele Gerüchte darum, was hier eigentlich so passierte. Als ich kleiner war, gehörte es zu den beliebtesten Scherzen meines älteren Bruders, mir Schauergeschichten über das Gebäude und seine vermeintlichen Bewohner zu erzählen.

Mein einziger Besuch dort kam erst viel später, im Jahr 1972, dadurch zustande, dass wir zu einem Betriebsunfall in einer der Firmen gerufen wurden. Ich leistete damals meinen Zivildienst beim Deutschen Roten Kreuz, Kreisverband Altona, im Krankentransport und Rettungsdienst ab.

Eigentlich war für solche akuten Notfälle damals wie heute der Rettungsdienst der Feuerwehr Hamburg zuständig. Wie mir mein damaliger Kollege erzählte, war es aber gängige Praxis in vielen Altonaer Firmen, lieber das Rote Kreuz zu rufen, um die mit dem Feuerwehreinsatz verbundene Meldung des Arbeitsunfalls an die Behörden zu umgehen.

Der Unfall hatte sich in einem Lager im zweiten Stock ereignet. Der Verletzte hatte eine Wunde am Bein, das war also eigentlich nichts besonders Aufregendes. Interessant war allerdings die Firma, die uns gerufen hatte: Es

handelte sich um einen Verlag, der Pornohefte vertrieb! Wir kamen in einen großen Raum, der bis unter die Decke gefüllt war mit den bunten Heftchen, vorzugsweise in dänischer Sprache, damals die erste Adresse für diese Art Literatur. Der Chef des Ladens meinte offensichtlich, dass er uns von der fälligen Unfallmeldung am besten dadurch abhalten könne, indem er uns von jeder der einschlägigen Drucksachen ein Ansichtsexemplar mitgab. Das war auch deshalb schwierig, weil es nun nicht nur ein moralisches, sondern vor allem auch ein größeres Transportproblem gab. Er löste es dadurch, dass er den auf der Trage liegenden Verletzten mit den Heften in mehreren Lagen komplett zudeckte. All unser Protestieren half nichts! Wir hatten neben einem verletzten Patienten nun noch eine nicht unerhebliche Ladung Drucksachen an Bord, die weder bei Einlieferung des Patienten ins AK Altona, noch danach bei Rückkehr in den Kreisverband unserem Wachleiter unter die Augen kommen sollten.

Zum Glück gab es in dem VW-Bus einige ungenutzte Staufächer, in die wir nach Beendigung des Einsatzes die umfangreiche »Fachbibliothek« mit dem Schwerpunkt »weibliche Anatomie« verstauen konnten, um sie nach Feierabend unauffällig zu entladen.

Ich hätte mir als Kind niemals träumen lassen, welch aufregende Rolle das verwunschene Schlachthofgebäude, an dem ich zehn Jahre fast jeden Tag auf dem Schulweg vorbeigegangen war, noch einmal in meinem Leben spielen würde! Dieses Gebäude lag an der Ecke Marggrafstraße, an der, wie könnte es anders sein, weitere Industrieanlagen beheimatet waren. Die ganze linke Seite hatte die »Holsten« inne, deren verschachteltes Betriebsgelände eine Art kleinen Extrastadtteil zwischen der Holstenstraße, dem Bahndamm an der Stresemannstraße, der Harkortstraße und der Marggrafstraße bildete.

Gegenüber befand sich die Fischfabrik Appel. Ihr Gelände grenzte zum einen an den Schulhof meiner Schule Haubachstraße und zum anderen an ein weiteres Kohlenlager. Dessen roter Bretterzaun, auf dem in immer stärker verblassenden weißen Lettern »Kohlen ab Lager frei Haus« zu lesen war, zeichnete sich dadurch aus, dass er sich durch den Druck der Kohlenberge immer weiter Richtung Gehweg der Gerichtsstraße neigte.

Es schien nur noch eine Frage der Zeit, dass der Zaun umfallen und sich die Kohlenberge auf die Straße ergießen würden. Das ist aber – soweit ich weiß – erstaunlicher Weise in all den Jahren nie passiert.

Die Firmen an der Marggrafstraße hatten Gleisanschluss an den Güterbahnhof Altona. An der Gabelung Harkortstraße und Gerichtsstraße, dort wo die Marggrafstraße einmündete, führte ein Gleis auf Straßenniveau über die Fahrbahn. Oft wurde der Verkehr aufgehalten, weil eine Lok einzelne oder

mehrere Güterwagen über die Straße schob. Dann ging ein Bahnbeamter mit einer rot-weißen Fahne vorweg und warnte Autofahrer und Fußgänger.

Als ich Kind war, endete hier, vom Gefühl her, unser Viertel. Jenseits der Marggrafstraße ging die Harkortstraße zwar noch ein gutes Stück weiter bis zum Lessingtunnel nahe dem Altonaer Bahnhof. Und der eine Eingang zu meiner Schule in der Haubachstraße 55, die später – wie die Straße – nach dem sozialdemokratischen Widerstandskämpfer Theodor Haubach benannt wurde, lag noch ein Stück weiter die Gerichtsstraße hinauf.

Obwohl ich zehn Jahre lang Tag aus, Tag ein dort hingegangen bin, überschritt ich gefühlsmäßig an der Marggrafstraße immer so etwas wie die Grenze zum »Rest von Altona«.

Es gab noch viele weitere Wege, die zumeist zu Fuß bewältigt wurden. Die Holstenstraße wurde dann und wann zum Einkaufen besucht, die Verlängerung der Harkortstraße bis zum Lessingtunnel war die Verbindung nach Ottensen, wo mit dem Kaufhaus Hertie, dem Bismarckbad, der Ottenser Hauptstraße und natürlich dem Altonaer Bahnhof weitere wichtige Anlaufstellen für das tägliche Leben waren.

Alles in allem also eine durchaus aufregende und lebendige Gegend, die damals meine Heimat war. Als besonders laut, besonders schmutzig und »besonders« im Geruch wurde das Viertel eigentlich nur von Leuten empfunden, die woanders herkamen und somit in meinen Augen keine Ahnung hatten!

Der Block und seine Bewohner

Von Bahndamm, Güterbahnhof, diversen Industriebetrieben und der Holsten Brauerei umgeben stand und steht trotzig unser L-förmiger Wohnblock am Ende der Harkortstraße und ein Stück die kleine Holtenustraße hinauf. Seine Bewohner stellten in der so genannten Wirtschaftswunderzeit so etwas wie den ungefähren Querschnitt der Arbeiter- und Angestelltenbevölkerung Hamburgs dar.

In unserem Eingang, der Nummer 164, gab es 13 Wohnungen und eine Eckkneipe, in den beiden Nachbarhäusern Harkortstraße 162 und Holtenustraße 36 jeweils etwa die gleiche Anzahl Wohnungen. Viele Familien wohnten schon seit Jahrzehnten in dem kurz vor der vorletzten Jahrhundertwende gebauten Komplex. Umzüge kamen bis etwa Mitte der Sechzigerjahre sehr selten vor, da das Wohnungsangebot in Hamburg durch die Kriegsfolgen sehr knapp war und alle froh waren, eine halbwegs vernünftige Wohnung zu noch bezahlbaren Mieten zu haben. Wenn neue Mieter hinzukamen, geschah das fast immer deshalb, weil die bisherigen Bewohner gestorben und